

Zeitschrift: Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am
Departement Architektur der ETH Zürich

Herausgeber: Departement Architektur der ETH Zürich

Band: - (2002)

Heft: 9

Artikel: Kylie Minogue und Alain Souchon : oder die bestehende Stadt als
Zwischenresultat einer pluralen Transformation

Autor: Martin, Oliver

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-919247>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

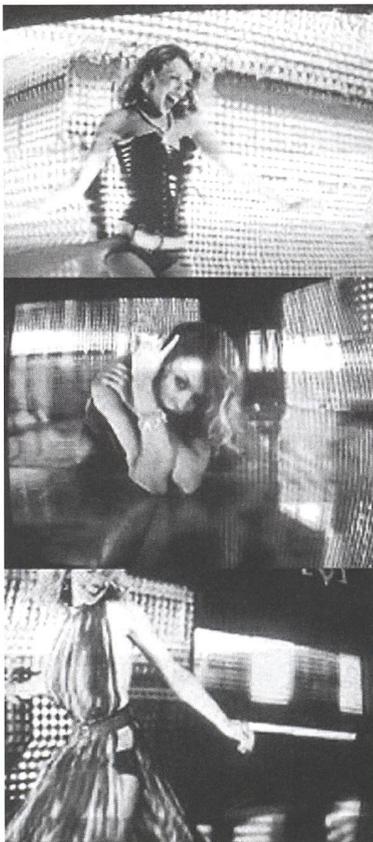
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kylie Minogue und Alain Souchon

oder die bestehende Stadt als Zwischenresultat einer pluralen Transformation



1 Kylie Minogue, In Your Eyes, Emi 2002
(www.kylie.com).

In ihrem letzten Videoclip tanzt Kylie Minogue vor einem mit aufflackernden Screens bestückten Hintergrund.¹ Zur gleichen Zeit rudert Mylène Farmer als Schiffbrüchige auf dem Meer, den Geliebten in den Wogen verlierend, im romantischen „Retro-look“, die künstliche Szenerie nicht verheimlichend.² Romantisierende nostalgische Stimmung gegen technologisierte Zukunftsvorstellung? Diese zwei Clips spiegeln auch zwei Grundsätze architektonisch-städtebaulicher Befindlichkeit wider: Die einen möchten nostalgische Stadtvorstellungen verwirklicht sehen, die anderen schwärmen von urbaner Grosstädtigkeit. Daraus ergibt sich als Diskussionsobjekt und Kongressthema das Schicksal der „historischen Stadt“.

Das Bild der „historischen Stadt“

Was ist die „historische Stadt“? Die Internetsuchmaschine „Google“ findet unter diesem Stichwort rund 7530 Einträge, die sich, sucht man denselben Begriff mehrsprachig, massiv vervielfältigen.³ Der Begriff ist also geläufig. Die Mehrheit der Internetseiten mit der „historischen Stadt“ im Text machen Werbung touristischer Art für Städte von Mühlendorf am Inn bis Melaka in Malaysia. Der Wortlaut klingt in etwa so: „Typische Innenstadt mit historischem Stadtplatz und mittelalterlichen Hausfassaden.“⁴ Grundsätzlich lässt sich aus einer solchen Populärrecherche der Schluss ziehen: Der Begriff „historische Stadt“ meint innerstädtische Altstadt. Je grösser und intakter, d. h. (scheinbar) homogener dieser Kern ist, desto höher der Wert; je weiter zurück dessen Ursprünge datiert werden können, desto dringender der Besuch, den uns die Tourismusverbände ans Herz legen. So sehr, dass die Autobahnausfahrt der A1 nach Fribourg-Süd mit dem Zusatz „historische Stadt“ auf das sich lohnende Ziel hinweist. Das Bild der „historischen Stadt“ ist das Trugbild des seit Jahrhunderten Unveränderten, das alle Unbill der Zeiten überdauert hat und in einem Ursprünglichkeitsmythos das „Wahre“ zu verkörpern scheint. Die Altstadt wird zum Objekt einer kollektiven Erinnerung, zum imaginären „offiziellen heiligen Ort“, was dementsprechende Unveränderlichkeit impliziert. Im Gegensatz dazu ist die Bezeichnung „bestehende Stadt“ eine ganz andere: sie bezeichnet die aktuelle Form des ganzen Stadtgebietes und begrenzt sich nicht nur auf einen Teil. Die Problematik liegt in dem Verhältnis, wie das „Neue“ mit dem „Alten“ umgeht.

Die fortwährende Transformation

Das vordergründige Alte wie das Neue der Stadt transformieren sich ständig, die bestehende Stadt ist das momentane Zwischenresultat einer fortwährenden Transformation. Das mag vielen als Binsenwahrheit erscheinen, trotzdem

3 www.google.ch

4 www.uadb-inn-salzach.de

stolpert man häufig über Aussagen wie die „Konservierung der Stadt“, was zunächst die Idee des verharrenden Bewahrens implizieren würde. Aber auch die „Konservierung“ eines Gebäudes bedeutet zuerst einmal dessen Transformation. Auch wenn es sich um eine wie auch immer geartete Nachbildung „alter“ Struktur, oder die wohlgemeinte Rückführung zum „Original“, oder noch die kulissenartige Fassadenanpassung an ebensolche „typischen Innenstadtförmigkeiten“ handelt – es bedeutet immer eine Transformation. Was heute als Fixierung eines Zustandes betrachtet werden mag, ist nicht mehr als der aktuelle Zustand einer sich weiter entwickelnden Veränderung. Solche Transformationen vordergründig „konservierter“ Zonen können auch vorwiegend sozialer Art sein, sie verändern das Bild zum Beispiel eines Quartiers wesentlich auch ohne physische Veränderungen und bewirken diese vielleicht erst schleichend mit der Zeit.

Das *punctum saliens* ist die Art und Weise der Transformation. Wodurch werden die Veränderungen der Stadt gesteuert, weshalb kommen heute Mittel anerkanntermassen zum Einsatz, die gestern noch obsolet erschienen, oder, umgekehrt und weitaus häufiger zu beobachten: wieso erscheinen Strategien von gestern heute wirklich „von gestern“? Weshalb die Frage nach der „zukunftssträchtigen“ Überführung der historischen Stadt“, die wie der Hilferuf aus einem Schlamassel überkommener Stadtplanung klingt?

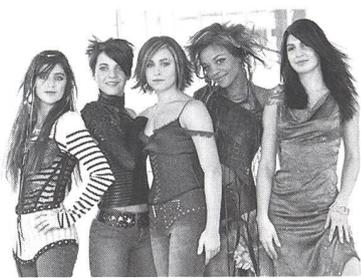
Jede Transformation dient einer Bedürfnisbefriedigung. Lassen wir hier die Einzelbedürfnisse ausser Acht und wenden wir uns den interessanteren Gruppenbedürfnissen zu. Einerseits erklärt sich dadurch die unterschiedliche Wertung vergangener und gegenwärtiger Projekte: Die Bedürfnisse von heute sind nicht mehr dieselben von 1975. Weil der Bedürfniswandel oft antithetisch reagiert, werden unlängst vergangene Transformationsresultate häufig kritischer betrachtet, als länger zurückliegende Produkte urbaner Veränderung. Diese „alten Neuerungen“ sind als solche vergessen zum generellen „Alten“ rekonstruiert und akzeptiert. Von den neueren, noch als solche erkannten Transformationen, gelten diejenigen als erfolgreich, die noch (oder wieder) den heutigen Bedürfnissen entsprechen.

Wenn kollektive Bedürfnisse als Stadt-Transformationsgenerator funktionieren, dann stellt sich bald die nächste Frage: Woraus entstehen diese Bedürfnisse? Und: Lassen sich in einer Art sozio-urbaner Trendforschung diese Tendenzen erkennen?

Die Bedürfnismaschine ist ein von soziokulturellen, politischen, wissenschaftlichen, philosophischen und künstlerischen Ideen beeinflusstes, komplexes Gebilde, in welchem das Wesen der Stadt gewissermassen eine intermediäre Zone einnimmt. Ein Gebilde, in dem unterschiedlichste Schwerfelder und



2 Mylène Farmer mit Seal, Les Mots, Polydor 2001 (www.mfmag.net).



5 www.theL5.com

6 www.staracademie.net

7 www.noangels.tv

8 www.lollipop.it

punktueller Ideenknoten sich laufend neu beeinflussen, Fäden spannen und andere auflösen. In diesem Gebilde lassen sich parallele Phänomene in anderen Bereichen erkennen, welche die aktuellen Stadtentwicklungen wenn nicht erklären, dann doch verdeutlichen können:

Ein Beispiel, zurück zur Musik: Wenn L5⁵ „Toutes Les Femmes De Ta Vie“ singen und die frischgebackenen Abgänger der *Star Academy*⁶ euphorisch „La Musique“ preisen, dann wird uns diese Ausgeburt der Künstlichkeit als modernes Phänomen verkauft. (Ähnliche Erscheinungen heissen *No Angels*⁷ in Deutschland, *Lollipop*⁸ in Italien, etc.) Die Protagonisten werden aus Hunderttausenden ausgewählt, gesiebt, auf neudeutsch „gecastet“ und anschließend „gestylt“, und irgendwo in diesem Verlauf wird aus den Auserwählten die Gruppe Stars, die aber, durch ihre kollektive Entstehung *ex nihilo*, gleichzeitig eine Art „Wie-Du-Und-Ich-Phänomen“ auslösen kann. Ihre Entwicklung ist von dritter Hand geplant, minutiös auf kommerzielle Überlegungen ausgerichtet und bedient sich zu ihrer allumfassenden Verbreitung vor allem der Massenmedien. Wesentlich ist dabei, dass durch die künstlich konstruierte Auswahl der Protagonisten und die ständige, spielerische Verkleinerung des Kreises, die Popgruppe planbar in allen erdenklichen Belangen medial und öffentlichkeitswirksam ausgeschlachtet werden kann.

Eine Parallele einer solchen kommerzialisierten Künstlichkeit mit dem Ziel der umfassenden Konsumation sind die überall entstehenden Shoppingwelten in städtischen Randzonen. Auch hier handelt es sich um Simulationen (öffentlichen Raums), die ihre Konzeption aus kommerziellen Zielen ableiten. Auch sie sind für die Masse angelegt, die sich einfach, fast wie beim Fernseher auf Knopfdruck, mit dem Auto in diese künstliche Welt bewegt. Die diesbezügliche Veränderung der Stadt, mit Zonen von grossen Konglomeraten nebeneinanderliegender Shoppingzentren (die sich, eigentlich ganz kohärent, „Freizeitzentren“ nennen), gehorcht einem gesellschaftlichen Bedürfnis nach einfach zu erreichendem, nett aufgemachten „all-in-one“-Konsum. Der Einwand, dass diese Entwicklung unsinnig sei, weil unsere Städte solche Surrogate öffentlichen Raums gar nicht nötig hätten, täuscht über die Tatsache hinweg, dass diese Räume „funktionieren“, d.h. sich ziemlicher Beliebtheit erfreuen und ansehnliche Umsätze generieren, mit anderen Worten: offenbar bedürfnisgerecht sind. Sie übertreffen als künstliche Freizeitwelt oft sogar die – nennen wir sie so – „historischen“ Stadtgebiete, weil sie (heute) bestimmte Bedürfnisse besser erfüllen: Sie sind mit dem Auto ohne Parkprobleme und Staus direkt ab Autobahn zu erreichen. Sie sind, durch internes Sicherheitspersonal gewährleistet, befreit von allen „unerwünschten urbanen Nebeneffekten“. Sie decken durch geschickte Kombinationen das Konsumbedürfnis konzentrierter ab.

Beiden Phänomenen liegt eine bestimmte Befindlichkeit der kollektiven Psyche zu Grunde, die vermischt wird mit Abhängigkeiten, die aus anderen sozioökonomisch-kulturellen Schwerfeldern wachsen können: Die Tatsache, dass die automobiler Erreichbarkeit der Retortenstadtzonen zum Pluspunkt wird, ergibt sich aus einer entsprechenden Siedlungsstruktur und diese wiederum aus der Landwanderung grosser Bevölkerungsteile, usw. Ebenso braucht der Erfolg der Retortenpopgruppen ein gewisses Mass an televisiver Durchdringung und private Fernsehstationen. Irgendwo mag beides mit einer Auflösung der lokalen sozialen Kontakte zu tun haben und Ersatzfunktionen übernehmen.

Die Entwicklung der Stadt, deren fortwährende Transformation, die momentane Ansicht, was „gut“ sei und was „schlecht“, bestimmt sich aus ebensolchen sich transformierenden Bedürfnistendenzen (oder zumindest aus deren unterschiedlich gewichtenden Rezeption), geschichtlichen Abhängigkeiten, politischem Willen, sozialen Stimmungen und – auch wenn keinE ArchitektIn diesen Begriff hören mag – aus Moden. Aus der Variation der Bedürfnisse, aus dem Spektrum der Kräfte, ergibt sich die Heterogenität der Stadt: Neben „Everybody Come On“ (*Lollipop*) und „Daylight In Your Eyes“ (*No Angels*) hört man vielerorts viel lieber „Pardon“ (*Alain Souchon*)⁹. Und statt im Leman Center kaufe ich den Käse bei Duttweiler an der Rue de l’Ale. Wie Gesellschaft und Kunst immer pluralistischer erscheinen, so wird auch die Stadt immer mehr zu einer Zusammenstellung von Ergebnissen unterschiedlicher Bedürfnisbefriedigung, zum Zwischenresultat der pluralen Transformation. Da können wohl auch weise Fachgremien keine allgemeingültigen Patentrezepte anbieten: Ihre postulierten Lösungen beruhen einerseits genauso auf aktuellen („zeitgemässen“) Erkenntnissen, andererseits sind ihre Vorstellungen räumlicher Qualitäten oft Bedürfnisse einer spezialisierten Subkultur. Eine umfassend festlegende, überall anwendbare Strategie, ein utopischer Gesamtstadtentwurf, aus einem Guss, muss deshalb scheitern.

Als dominante Entwicklungsrichtung bleibt dafür zu sorgen, dass individuelle Bedürfnisbefriedigungen nicht laufend über kollektive Bedürfnisse gestellt werden können, bzw. dass sich für die unterschiedlichen Bedürfnisse angemessen verteilte Räume nebeneinander finden, so dass in sich kohärente Orte entstehen können, was wiederum einem dezentralisierten, föderalistischen Prinzip entspricht – und auch Gelegenheit zu den meist autoritären, sogenannten grossen Würfeln gibt. Diesem Ansatz ist der Zwang zur Einzelfallbetrachtung immanent: ohne dessen weiträumige kontextuelle Betrachtung, im Gebilde der sich beeinflussenden Schwerfelder, wird jede Argumentation sinnlos, gibt es kein „gut“ und „schlecht“, kein „richtig“ und „falsch“.

Oliver Martin ist Architekt in Lausanne



9 www.alainsouchon.net